

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Sharon Dodua Otoo**

**die dinge, die ich denke, während ich höflich lächle ...**

**und**

**Synchronicity**

Zwei Novellen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# zehn

... begleitet von dem Geräusch eines rhythmischen Protestsummens. Im Flur findet mein Finger den Knopf der Gegensprechanlage. Die Sohlen meiner Füße leiden auf dem kalten Holzfußboden. Ama kündigt sich an. Ich stelle sie mir unten an der Eingangstür vor, ihre Handtasche fest an sich klammernd. Im Hintergrund kann ich zwei Autos vorbeifahren hören. Ihre Stimme klingt undeutlich und weit entfernt, aber ihr Gemütszustand erreicht mich mit der Klarheit eines Kristalls.

Ja. Sie ist wütend.

Leicht schwankend betätige ich den Türöffner, um sie einzulassen. **Trotzdem** Ich entriegele die Eingangstür zu meiner Wohnung. Ich humpele zurück in mein Schlafzimmer.

Ama stürmt die Treppe hinauf in den dritten Stock, schmeißt meine Wohnungstür auf und schickt meinen Namen, so laut sie nur kann, auf die Suche nach mir. Mittlerweile habe ich mich bereits wieder hingelegt und bin nicht in der Stimmung, zu dieser zarten Tageszeit, so angesprochen zu werden. Ich bleibe still.

Ama folgt dem Klang ihrer Stimme, bis er, sie und ich in meinem Zimmer zusammentreffen, und obwohl sie nicht ausdrücklich dazu eingeladen wurde, nimmt sie ihren Platz auf meinem Bett und in meinem Sonntagmorgen ein.

»Wo warst du gestern Nacht?«

Nun, es ist ja nicht so, als hätte ich nicht gewusst, dass ich eine Antwort auf diese Frage würde vorbereiten müssen. Ich bin nicht sicher, ob »geht dich einen Scheißdreck an« angemessen für den heutigen Tag wäre (da es natürlich ein heiliger Tag der Ruhe ist), noch wäre es eine große Leistung, in Anbetracht der ganzen Zeit, die ich hatte. Das Beste, was ich machen kann, ist so zu tun, als ob ich sie nicht gehört hätte – und das ist wirklich lächerlich, denn:

a) sie durchschaut mich sofort und

b) sie fragt mich einfach noch mal. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Also sage ich ihr die Wahrheit.

»Till und ich sind zu ihm nach Hause gegangen.«

»Und dann?«

»Dann sind wir zurückgekommen.«

»Und dazwischen?«

Ich werde schon wieder heiß, wenn ich nur daran denke.

»Wir ... ähm ... haben den guten alten Zeiten körperlich Tribut gezollt.«

Ama verliert nicht oft die Geduld. Sie ist höchst professionell. Ich bewundere sie in der Tat sehr dafür. Sie ist stets pünktlich, perfekt gestylt und überlegt sich sorgfältig jede Silbe, bevor diese ihren Mund verlässt. Aber selbst ich kann sehen, dass ich sie dieses Mal extrem auf die Probe gestellt habe.

»Bist du völlig durchgeknallt?« Ama starrt mich wütend

an. »Nach allem, was passiert ist? Hast du nicht vor vierundzwanzig Stunden noch von Scheidung geredet?«

»Die Scheidung hat nichts damit zu tun«, sage ich leise. Während ich spreche, schüttele ich den Kopf und gucke ringsumher, überall hin – außer in irgendeine Richtung, wo Ama und ich Blickkontakt haben könnten. Es ist übrigens außergewöhnlich schönes Wetter für einen Januartag.

»Verdammt!«, schreit sie und wirft ihre Tasche nach mir, deren Inhalt sich, so scheint es, in alle vier Himmelsrichtungen meiner Welt verteilt. Ich verkrieche mich unter meiner Bettdecke und versuche, so zu tun, als hätte sie sich in Luft aufgelöst ... disappariert ... oder so. Es ist nun so totenstill, dass ich schon glaube, sie habe es vielleicht tatsächlich getan. Ich spähe unter der Decke hervor – sie schreit mich augenblicklich wieder an. Lang und breit. Und außerdem in einer ziemlichen Lautstärke.

... vielleicht hätte ich es ihr nicht sagen sollen.

Seit Till angekündigt hat, dass er mich verlassen würde, haben Ama und er nicht miteinander gesprochen. Zufälligerweise fand dieses kurze, aber dramatische Gespräch am selben Tag statt, an dem die Wasseruhr im Europa-Center stehenblieb. Ein weiteres »Unglaublich« – aber wahr! Während ich also neben meinem wunderschönen zukünftigen Exmann stand und meinen Atem anhielt, um nicht zu implodieren, waren da noch ca. 3,5 Millionen andere Menschen in Berlin, die im selben Moment auch fühlten, wie die Zeit stehenblieb. Bis zu diesem verhängnisvollen Augenblick hatte Ama geglaubt, der Herrgott persönlich hätte Till zur Welt gebracht

und ihn zärtlich in einem aus Gold gewebten Tragetuch gewiegt, bis er ihn sanft, aber widerwillig seiner irdischen Mutter überreicht hatte, um ihn unter uns Normalsterblichen großzuziehen. Offensichtlich ist es zu viel verlangt, sie zu bitten zu verstehen, warum ich ihn – trotz allem – immer noch so sehr liebe. Und je mehr Zeit ich mit ihr verbringe, desto trauriger und deprimierter werde ich. Weil Ama recht hat. Ama hat recht, und ohne mich wird Till nie wieder glücklich werden (ich werde den Rest meines Lebens damit zubringen, das sicherzustellen).

Ama steht auf, um mich mit meinen Schlafzimmergedanken alleine zu lassen. Das heißt, ihr Körper signalisiert, dass es das ist, was sie als Nächstes tun wird. Als ihre Nackenmuskeln zucken, füllen sich meine Augen mit Tränen, und meine Stimme bebt, obwohl ich kein einziges Wort sage. Sie verwirft den Gedanken, zu gehen, und macht kehrt, um mich anzuschauen. Diverse Fragmente formen sich und fallen aus meinem Kopf heraus. Die Leere, die ich danach fühle, sieht lauter aus, als sie je zuvor gerochen oder geschmeckt hat – sie bringt mich zum Zittern und Schluchzen. Später werde ich herausfinden, wie sehr auch Ama mich hintergangen hat. Aber im Moment ist sie die einzige lebende Person, die mich halten kann ...

\* \* \*

Namen sind wichtig, doch an meinen erinnere ich mich nicht mehr. Ich habe mich nie besonders für meinen sogenannten

Mädchenamen interessiert. Eine förmlich gekleidete weiße Dame funkelte mich einmal mit kaum verborgener Empörung wütend an, als ich ihr auf ihre kundendienstlich geschult höfliche Frage entgegnete, dass es wirklich nicht wichtig sei, wie sie meinen Namen ausspreche. »Natürlich ist es wichtig!«, sagte sie mit leicht, aber bestimmt zusammengebissenen Zähnen. »Es ist schließlich Ihr *Familienname!*«

Meine Augen entdeckten etwas ziemlich Spektakuläres auf einer Wand irgendwo rechts von ihrem Gesicht. Vielleicht hatte sie selbst Identitätsprobleme. Wie auch immer, es war mir wirklich egal. Ich wusste ja nicht mal, wie ich meinen ghanaischen Namen biegen und brechen konnte, um ihn für englische Zungen passend zu machen – und ihn einfach in seiner vollen tonalen Pracht frei über meine Lippen gleiten zu lassen, hätte nur noch mehr hervorgehoben, wie wenig ich hier eigentlich hingehörte. Ich wünschte, Auntie hätte an so etwas gedacht und mir eine anständige afrozentrische Unterweisung gegeben, bevor sie mich der Indoktrination, allgemein bekannt als britisches Schulsystem, überließ. Vielleicht hätte ich gelernt, besser mit meiner Identität in der Öffentlichkeit umzugehen.

Ach ja, und der andere Grund, warum ich meinen Namen misshandelte, war, weil ich nicht eine Sekunde länger als wirklich nötig mit meinem Vater in Verbindung gebracht werden wollte. Seelisch verließ ich England am Morgen meines achten Geburtstages. Körperlich schaffte ich es, nach so einigen Fehlstarts, kurz nachdem ich achtzehn wurde. Es war also

eine ziemlich inspirierende Sache für mich, als ich Till in meinem Auslandsjahr in Deutschland kennenlernte. Jemanden, dessen Familienname so unmissverständlich zu dem Land gehörte, in dem er geboren wurde, aufwuchs und lebte, dass ich nur dachte: Wie sexy ist denn *das*? Und ich wusste, dass ich mir diesen Namen zu eigen machen musste. Trotzdem hinderte dies andere förmlich gekleidete weiße Damen in kalten Büros nicht daran, »Wie bitte?« zu sagen und mich zu bitten, meinen Namen noch einmal zu wiederholen – so, als wären sie enttäuscht, weil sie mit einem Namen wie *Umdibondingo* oder so ähnlich gerechnet hatten.

Mehrere Monate nachdem wir geheiratet hatten, erfuhr ich, dass »Peters« auch der Familienname eines kolonialen Aggressors gewesen war, und obwohl ich nicht gleich anfangen, den Namen zu hassen, hörte ich doch auf, mich damit zu schmücken wie mit einem großartigen Pelzmantel, und begann stattdessen, ihn wie einen hässlichen Schal zu behandeln: nützlich und notwendig bei kaltem Wetter, aber nicht gerade das Kleidungsstück meiner Wahl, und sollte ich ihn eines Tages verlegen oder ihn etwa verleihen und niemals zurückbekommen, so wäre mir das ziemlich egal. Till, der seinen Vater niemals richtig gekannt hatte, hatte wenig Verständnis für meine Besessenheit von seinem Familiennamen und amüsierte sich immer köstlich, wenn ich zu stottern begann, wenn ich mich selbst oder unsere Kinder vorstellte. Am Anfang scherzten wir darüber, uns einen eigenen Familiennamen auszudenken. Jetzt wird mir bewusst, dass ich, hätten

wir das getan, wenigstens meine Hälfte davon hätte behalten können, nun, da er nicht mehr da ist.

Zwischen zwei Namen von Männern, die mich verlassen haben, gefangen zu sein, ist irgendwie verwirrend. Der letzte Gedanke, den ich hatte, bevor ich an dem Morgen einschlief (dem Morgen nach der Party, dem Morgen, nachdem ich den Inhalt meines Magens in der Toilettenschüssel ausgeleert hatte), war, wie sich die Kinder wohl fühlen würden, wenn auch sie ihren Familiennamen ändern müssten.